

Zur Professionalisierung der Elternrolle

(Manuskriptfassung eines Beitrages für: Claudia Bier-Fleiter: Familie und öffentliche Erziehung. Aufgaben, Abhängigkeiten und gegenseitige Ansprüche. Leske + Budrich, Opladen 2001)

Zunahme der Komplexität und Entinstitutionalisierung

Ich schreibe die vorliegende Arbeit nicht aus der Perspektive eines Experten der Familienforschung oder der psychosozialen Familienarbeit, der ich nicht bin; sondern aus der Sicht des Supervisors und Organisationsberaters, der wahrnimmt, dass immer mehr Tätigkeiten, die mit der Gestaltung und Steuerung von sozialen Systemen befaßt sind, einer Tendenz der Professionalisierung unterliegen.

Das hängt, wie so vieles, mit der Zunahme der Komplexität der Lebens- und Arbeitsverhältnisse in unserer Gesellschaft zusammen. In ihrem Gefolge kann man einen Prozess der Entinstitutionalisierung wahrnehmen: Vieles, was bislang fraglos normiert und reguliert war und somit dem Zugriff der beteiligten Personen und Systeme weitgehend entzogen blieb, gerät nunmehr in deren Verfügung. War die Gestaltung der sozialen Systeme bislang per Institution festgelegt, waren ihre Aufgaben, ihre internen Rollenverhältnisse und Abläufe immer schon eindeutig definiert, so wird die Gestaltung der Systeme immer mehr zu ihrer eigenen internen Aufgabe. War deren Organisation unangreifbar, so tritt an ihre Stelle ein hohes Ausmaß flexibler Selbstorganisation. Die Gestaltung der Interaktionen, Beziehungen und Abläufe wird zur Daueraufgabe der beteiligten Personen.

Dabei wird sichtbar, dass die Erfüllung der Aufgaben und die Erreichung der primären Ziele des jeweiligen sozialen Systems zu einem guten Teil davon abhängen, wie gut und in welcher Weise diese neuen Aufgaben wahrgenommen werden. Dazu bedarf es verschiedener Fähigkeiten. Die handelnden Personen und Systeme brauchen ein hohes Ausmaß an sozialer und organisatorischer Kompetenz, Kenntnisse über die Eigendynamik des jeweiligen Systems, die Fähigkeit, autonom Ziele zu setzen, sie miteinander zu überprüfen und immer wieder zu revidieren. Es verlangt auch Mut, sich auf das alles einzulassen und das hohe Risiko des Scheiterns auf sich zu nehmen.

Dieser Prozess der Entinstitutionalisierung und der Professionalisierung der Fähigkeiten zur Bewältigung der neu zuwachsenden Aufgaben lässt sich nicht nur in immer mehr Berufsfeldern verfolgen. Er hat längst auch das Privatleben und seine Institutionen erfaßt. Der Wandel, den Ehe und Familie im Laufe dieser Entwicklung durchmachen, ist offensichtlich.

Nun gibt es ausreichend Hilfestellungen in Bezug auf das, was in Partnerschaft und Familie als Professionalisierung bezeichnet werden kann. Mehr noch finden sich Missverständnisse in bezug auf die Möglichkeit einer solchen Professionalisierung. Am meisten aber scheint die Idee, jene privaten (wenn auch bislang von hohem öffentlichen Interesse begleiteten) Rollen und Beziehungen einer Professionalisie-

rung unterziehen zu wollen, befremdlich. Zeichnen sie sich doch gerade durch ihre „Naturwüchsigkeit“ aus, die einen klaren Gegensatz zur Professionalität darstellt. Und überhaupt kann man das Gefühl haben, dass Ehe, Familie und insbesondere Elternschaft in unserer Gesellschaft langsam aufhören. Gerade ihrer Naturwüchsigkeit wegen scheinen sie nicht in eine auf Funktionalität basierende Gesellschaft zu passen.

Professionalisierung sozialer und organisatorischer Kompetenz in Beruf und Privatleben

Sehen wir uns gerade wegen dieser Befremdlichkeiten, welche die Idee der Professionalisierung im Privatleben mit sich bringt, zunächst an, was Professionalisierung von sozialer und organisatorischer Kompetenz im Rahmen des Berufslebens bedeutet.

Waren zu Zeiten intakter hierarchischer Institutionen die Rollen z.B. des Arztes, des Lehrers, des Vorgesetzten klar definiert durch ihre jeweilige fachliche Aufgabe, war deren Erfüllung dank intakter hierarchischer Verhältnisse rein von der inhaltlich-fachlichen Kompetenzen des Rolleninhabers abhängig, so ist das nun anders:

- Die Gestaltung der sozialen Interaktion zwischen dem Professionellen und seinem Klientel,
- der Aufbau des Settings, in dem er seine Arbeit tut,
- immer mehr auch der organisatorische Rahmen,
- die Festlegung des Arbeitskontraktes

und dergleichen mehr sind zur zentralen Voraussetzung für den beruflichen Erfolg im jeweiligen Feld geworden.

Das verlangt zusätzlich zur primären beruflichen Qualifikation eine zweite Qualifikation, die in der Professionalisierung der sozialen und organisatorischen Kompetenz zu finden ist. Für den beruflichen Erfolg des Arztes reicht es nicht mehr aus, eine korrekte Diagnose vorzunehmen, die richtigen Medikamente oder Kuren vorzuschreiben. Ebenso wenig reicht die Auswahl des passenden Lernstoffes für den Lehrer, oder die Festlegung brauchbarer Arbeitsziele für den Vorgesetzten. Alle drei müssen über die Fähigkeit verfügen, die Arbeitsbeziehung zu ihrem Klientel so zu gestalten, dass sie die Erreichung des jeweiligen beruflichen Zieles befördert. Sie müssen in der Lage sein, das Setting, in dem die Arbeit verrichtet werden soll, den jeweiligen Erfordernissen entsprechend zu formen. Am besten geschieht das in einem kontinuierlichen Abstimmungsprozess gemeinsam mit den Klienten.

Denn was nützt es dem besten Arzt, wenn der Patient die verschriebenen Medikamente zuhause in den Müll wirft, was nützt es dem besten Lehrer, wenn der Schüler kein Interesse am Lernstoff hat, den er vermitteln will. Und was nützt es dem besten Vorgesetzten, wenn die Mitarbeiter nicht motiviert sind, ihre Arbeit zu tun.

Ganz Analoges findet sich im Privatleben. Auch seine traditionellen Institutionen sind längst von einem Prozess der Auflösung erfaßt, der es mit sich bringt, dass die ehemals normierten und außer Streit gestellten Aufgaben, Rollenverteilungen und Verhaltensmuster ihre Geltung verloren haben. Mehr noch, dass das, was sie gewährleistet haben, insgesamt in Frage gestellt ist.

Solange die Beziehung zwischen den Geschlechtern mit der dazugehörigen patriarchalischen Rollenverteilung in unserer Gesellschaft durch die Institution der Ehe mehr oder weniger verbindlich festgelegt war, sind davon unterschiedene Beziehungsformen als Abweichung von der Norm definiert und mit weitgehendem Verlust gesellschaftlicher Anerkennung sanktioniert worden. Die autonome Gestaltung der Liebesbeziehung durch die beteiligten Partner war nicht unabdingbare Voraussetzung für ihr Gelingen.

Heute hängt das Zustandekommen und der Bestand einer in jeder Hinsicht frei gewählten Beziehung mehr oder weniger ausschließlich von der Fähigkeit der Partner ab, die Kommunikation, aus der die Beziehung besteht, ausreichend in Gang zu halten. **Das verlangt ein hohes Ausmaß an Wahrnehmungs-, Beobachtungs- und Reflexionsfähigkeit, an kommunikativer Kompetenz, an Wissen um die Dynamik von Beziehungssystemen und an Vertrauen in die Selbstorganisationsfähigkeit von Systemen, deren Mitglieder Menschen verschiedenen (oder auch gleichen) Geschlechts sind.**

Es ist keine Selbstverständlichkeit, diese Fähigkeiten zu erwerben und soweit zu vertiefen, dass man der anspruchsvollen Aufgabe der Selbstorganisation einer halbwegs verbindlichen Beziehung zwischen sowohl von Natur als auch durch Sozialisation sehr verschiedenen Menschen gerecht werden kann.

Meist setzt der Prozess der Professionalisierung dieser, traditionell in unserer Kultur nicht allzu gut verankerten Fähigkeiten erst dann ein, wenn man sich aus Anlass auftretender Schwierigkeiten in eine Paarberatung begibt. Zunächst meint man, es ginge dabei nur um die Behebung eines aktuellen Problems, und ist vielleicht überrascht, dass man gleichzeitig beginnt, sich die genannten nötigen Kompetenzen für eine autonome weitere Gestaltung der Beziehung auf diesem Wege zu erwerben. Beratung und Therapie sind längst nicht mehr so etwas wie „Reparaturwerkstätten“, sie haben vielmehr begonnen, immer mehr die Funktion der Professionalisierungshilfe zu übernehmen.

Wie gesagt, ist auch die Familie seit längerem einem vergleichbaren Prozess der Entinstitutionalisierung unterworfen. Auch in ihr haben sich die traditionellen Rollenverhältnisse (in denen etwa der Vater das meist abwesende Oberhaupt und der Erhalter der Familie, die Mutter die Hausfrau und Kindererzieherin war) weitgehend aufgelöst. Das klare hierarchische Autoritätsgefälle zwischen Eltern und Kindern verschwindet immer radikaler von der Bildfläche. Entweder es macht einem funktionaleren Autoritätsverhältnis Platz oder es weicht einem praktisch meist nicht erfüllbaren Anspruch der Gleichberechtigung, häufig getragen von der Ideologie repressionsfreier Kommunikation. Oft stellt sich auch Ratlosigkeit darüber ein, was man mit einer durch Zeugung und Geburt gegebenen Differenz anfangen soll.

Damit ist schon angedeutet, dass die Auflösung vorgegebener hierarchischer Verhältnisse in der Familie mit neuen Fragestellungen konfrontiert. Und wenn man nicht überhaupt auf die Gründung einer Fa-

milie verzichtet, wozu unsere Gesellschaft zumindest indirekt immer mehr einlädt, dann ist die Unsicherheit in der Selbstorganisation dieses Systems und damit auch der Bedarf an Unsicherheitsabsorption größer als im Fall von Paarbeziehung und Ehe. Dies ist nicht nur deshalb der Fall, weil die Familie ein komplexeres System darstellt als die Ehe, sondern auch deshalb, weil die gesellschaftlichen Veränderungen sich auf sie in besonderem Ausmaß auswirken.

Wie nimmt die Komplexität der Elternrolle zu?

Sehen wir uns einige der Aspekte an, welche die autonome und verantwortlich gesteuerte Selbstorganisation des Systems Familie zur Herausforderung werden lassen, und so etwas wie eine Professionalisierung der Elternrolle nahelegen:

- Noch jenseits der Frage, wie Eltern die Selbstorganisation der Familie steuern und in der Erziehung der Kinder vorgehen wollen, kann es als Voraussetzung angesehen werden, dass sie dazu zur Verfügung stehen. Familie und besonders Kinder brauchen Eltern; und man darf (angesichts aller möglichen Varianten, die heute erwogen werden oder möglich sind) sich immer noch erlauben zu behaupten, dass es aus entwicklungspsychologischen Gründen vergleichsweise günstig ist, wenn ein Elternpaar – bestehend aus Eltern verschiedenen Geschlechts – zu diesem Zwecke zur Verfügung steht. Das ist aus verschiedenen Gründen keine Selbstverständlichkeit mehr. Bekanntlich trennen sich Partner heute häufig, die Kinder bleiben bei einem Elternteil, das vielleicht eine neue Partnerschaft eingeht (in der möglicherweise Kinder vom neuen Partner vorhanden sind). Elternpaare müssen nicht mehr identisch sein mit Liebes- bzw. Ehepaaren. Die innerhalb der Familie immer latent vorhandene Differenz zwischen Ehepaar und Elternpaar wird manifest und muss in den genannten Situationen anders gehandhabt werden, als wenn Ehe- und Elternpaar personell miteinander ident sind. All das erhöht die Komplexität der Anforderungen an Elternschaft.
- Auch in den seltener werdenden Fällen, in denen das Elternpaar als Ehepaar erhalten bleibt, ist nicht gewährleistet, dass Eltern ausreichend vorhanden sind. Elternschaft ist heute meist nicht die hauptsächliche oder vorrangige Identität der betreffenden Personen. Männer haben immer schon ihre Identität mehr aus ihrem Berufsleben als aus der Mitgliedschaft in der Familie erhalten und fallen daher als anwesender Elternteil ohnehin meist weg. Eine gleichgerichtete Tendenz bei Frauen nimmt zu. Das heißt, Elternschaft wird immer mehr zur Nebenbeschäftigung, was zu erheblichen Koordinationsproblemen sowohl zeitlicher Art als auch hinsichtlich der Rolle führt. Kinder werden oft mit dem Terminkalender der Eltern mehr konfrontiert als ihnen zuträglich ist - zu einem Zeitpunkt, wo diese Art der Zeiteinteilung für ihr emotionales Leben und Zeiterleben besonders befremdlich ist.

- Sogar wenn beide Eltern ausreichend präsent sind, ist Elternschaft heute mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Es reicht nicht mehr, wie Goethe in den Xenien zu sagen, man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogen wären. Denn aufgrund des raschen Wechsels der Anforderungen an die Identität der Erwachsenen ist es oft nicht sinnvoll, die Kinder in der Art und Weise erziehen zu wollen, in der man selbst erzogen wurde. Innerhalb von ein bis zwei Generationen, oft schon innerhalb ein und derselben Generation verwandeln sich Identitätswerte in ihr Gegenteil. Vieles, was zu Zeiten meiner Kindheit als anrüchig oder als Zeichen von Verwahrlosung galt (mehrfacher Orts-, Berufs-, Partnerwechsel im Verlauf eines Leben), ist heute zum positiven Wert geworden (Flexibilität, Risikobereitschaft, Lebensabschnittspartner usw.). Der Abstand zwischen mir und meinen Kindern ist in dieser Hinsicht um vieles größer als der Abstand zwischen mir und, sagen wir, 10 bis 20 Generationen vor mir. Statt Traditionsorientierung ist Individualisierung angesagt. Das schafft Orientierungsprobleme in der Wahrnehmung der Elternrolle und fordert zu reflexiver Distanz in hohem Ausmaß auf.
- Es schafft auch Koordinationsprobleme ungewohnter Ausmaße: Individualisierung und der Verlust verbindlicher Normen im Umgang mit Kindern wird unvermeidlich dazu führen, dass die Kinder etwa in der Schule anders erzogen werden als Zuhause. Diese Differenz wird umso gravierender, je weniger der Schule bloß die Vermittlung von Kulturtechniken anvertraut ist, die aus der Erziehung in der Familie längst ausgelagert wurden. Gerade aus den genannten Gründen der Abwesenheit der Eltern werden der Schule immer mehr genuin familiäre Erziehungsaufgaben zugemutet. Da solche Differenzen zwischen der Erziehung in der Familie und in öffentlichen Institutionen eher zu- als abnehmen werden, erscheint es sinnvoll, den Kindern in der Erziehung Möglichkeiten zu eröffnen, mit diesen Unterschieden umzugehen, das heißt letztlich, in kritische Differenz zu Erziehungsmaßnahmen generell zu treten, was wiederum nicht bedeutet, dass sie ohne solche auskommen könnten. Damit sind wir beim nächsten Problem.
- Der Anspruch greift um sich, Erziehung als nicht trivialen Prozess zu gestalten: Die Kinder sollen sich kommunikativ an ihrer eigenen Erziehung mehr beteiligen, als das früher der Fall war. Je stärker man versucht, diesem Anspruch Genüge zu tun, desto deutlicher wird ein Widerspruch sichtbar, der aus der Erziehung nicht auszuräumen ist. Denn die einseitige natürliche und soziale Abhängigkeit der Kinder setzt diesem Anspruch eindeutig Grenzen. Dennoch sind es nicht eindeutige Grenzen, sondern sie sind in ihrem Verlauf durch die Interpretation der Eltern gezogen worden und werden immer wieder neu gezogen werden müssen (Wenn man Selbstverantwortung des Kindes fördern will: Was kann man es in welchem Alter entscheiden oder mitentscheiden lassen? Womit überfordert man es und fördert damit Unzulänglichkeitsgefühle und ähnliches? Ist das Kind hungrig, wenn es schreit, oder bloß nass usw.? Soll es selbst entscheiden, ob ihm Vollkornbrot besser bekommt als Schokolade? usw.).
- Diesen Widerspruch grundsätzlich anzuerkennen, scheint heute schwierig genug. Die Aufgabe, sich im Ziehen der Grenzen sowohl von den eigenen Wahrnehmungen als auch von den eigenen Überzeugungen leiten zu lassen, erhöht die Schwierigkeit. Geschulte und differenzierte Wahrnehmungsfähigkeit und intensive Kommunikation zwischen den Eltern sind dazu extrem nötig. Und vor allem braucht es ein hohes Ausmaß an Widerspruchstoleranz, das gleichzeitig gefördert und erschwert wird durch ein von Natur aus gegebenes Autoritätsgefälle in einem auf Kommunikation beruhenden sozialen System.

- Wenn es in der Erziehung darum gehen sollte, die herkömmlichen patriarchalischen Geschlechtsrollenmuster nicht weiter zu vermitteln, wie stellt man das an, wenn man selbst in ihnen steckt?

Diese Liste ließe sich sicher fortsetzen. Zur Illustration des gestiegenen elterlichen Bedarfs an Unsicherheitsabsorption reicht sie aus. Es ist naheliegend, hier an die Professionalisierung der Elternrolle zu denken, als einer relativ neuen Anforderung.

Missverständnisse der Professionalisierung der Elternrolle

Ganz neu scheint der Gedanke einer solchen Professionalisierung nicht zu sein. Seit Beginn des Prozesses der Auflösung der Familie als einer traditionellen Institution finden wir Ansätze von Professionalisierung der Elternrolle. Allerdings finden wir sie gerade in der Form, die ich eingangs als Missverständnis von Professionalisierung angekündigt habe. Zu dem Zeitpunkt, als das Ende unserer ehemals traditionsorientierten Kultur auch die Familien als eine von deren zentralen Institutionen zu erfassen begann, hörten die jungen Eltern auf, sich in der Erfüllung ihrer neuen Aufgabe fraglos an den eigenen Eltern als den Experten und Vorbildern in Sachen Elternschaft zu orientieren. An ihre Stelle traten neue Experten, etwa in der Gestalt von Dr. Spock oder der jeweiligen Generation der Kinderärzte: Der Orientierungsbedarf war durch gesellschaftliche Verunsicherung gestiegen und wurde durch ein Expertentum auf höherer Ebene gedeckt. Größere Unsicherheit erfordert höhere Unsicherheitsabsorption. An die Stelle der Elternerfahrung und ihrer Tradierung - die, wenngleich eingebettet in die Kette der Generationen, so doch etwas von Willkür und Einzelschicksal an sich hatte - trat die vorgebliche Allgemeingültigkeit wissenschaftlich fundierter theoretischer Erkenntnisse.

Eigenartigerweise führte diese Form der Professionalisierung der Elternrolle aber nicht zu höherer Sicherheit in ihrer Wahrnehmung. Vielmehr wechselten die jeweiligen Moden in der Kindererziehung und die Verunsicherung der Eltern erfuhr im Gegenteil eine mehrfache Vertiefung.

So wurde etwa der Generation meiner Eltern nahegelegt, doch die Säuglinge nachts schreien zu lassen. Das würde der Entwicklung ihrer Lunge gut tun (wenn man selbst dadurch am Schlaf gehindert wurde, so sollte man die Säuglinge in ein entfernteres Zimmer stellen). Außerdem wäre es wichtig, Kleinkinder vom ersten Augenblick an ausreichend einzuschränken, damit man sie nicht der Gefahr einer lebenslangen nicht revidierbaren Verwöhnung und der unnatürlichen Umkehrung hierarchischer Autoritätsverhältnisse aussetze - was ihren Charakter deformieren und ihre Chance einschränken könnte, zu einem wertvollen Mitglied der Gesellschaft heranzureifen. Später dann, als sich die entwicklungspsychologischen Erkenntnisse der Psychoanalyse mehr durchzusetzen begannen, wurde den Eltern z.B. abgeraten, die Kinder ab einem bestimmten Alter (also etwa ab dem 3. oder spätestens 6. Lebensjahr) ins elterliche Bett kommen zu lassen. Die Gefahr einer ungesunden Förderung des Ödipuskomplexes wäre dadurch gegeben. Als die antiautoritäre Erziehung Mode wurde, hieß es wiederum, man solle den Kindern

nichts verbieten und ihnen keine unbegründeten oder mit ihnen erarbeiteten Grenzen setzen, das deformiere ihren Willen.

Nicht nur führen solche wechselnden Moden gerade wegen der sachlich und wissenschaftlich klingenden Argumentation, mit der sie vertreten werden, vermehrt zur praktischen Verunsicherung der Eltern. Sie führen darüber hinaus zu ihrer moralischen Entwertung als Eltern und zur Entwertung ihrer Emotionen bzw. ihres Vertrauens in ihre Emotionen den Kindern gegenüber.

Damit werden sie in manchen, unter Umständen wichtigen Situationen dazu verführt, das emotionelle Band zu ihren Kindern zu durchschneiden, was schädlichere Auswirkungen für Eltern und Kindern zeitigen muss, als wenn sie gelegentlich etwas „objektiv“ Falsches in der Erziehung tun. Denn an die Stelle ihres unmittelbaren emotionalen Bandes zu den Kindern setzen sie die Anwendung vermeintlich theoretischer Maximen, ohne dadurch das Gefühl zu erhalten, das Richtige zu tun. Und ohne dass sie es recht merken, werden sie dazu angeleitet, auch ihre Kinder zu entwerten. Denn sie degradieren sie zu Objekten, die nach Lehrbüchern zu behandeln sind. Man kann sich ausdenken, welche Gefühlslagen auf beiden Seiten dadurch unbewusst entstehen und miteinander in eine destruktive Dynamik geraten. So erzählte mir meine Mutter, dass sie auf Anraten unseres Kinderarztes meinen älteren Bruder als Säugling des Nachts endlos lang schreien ließ, während sie im Nebenzimmer Seelenqualen litt, weil ihr Gefühl ihr sagte, sie sollte ihn nehmen und beruhigen. Aber sie wollte weder seiner Gesundheit (der Entwicklung seiner Lungen) Schaden zufügen, noch sich unprofessionell verhalten. Bei mir war sie nicht mehr in der Lage, diese (ihre) Tortur durchzuhalten, folgte ihrem Gefühl, auch auf die Gefahr, meine Gesundheit zu beeinträchtigen und sich unprofessionell zu verhalten. In beiden Fällen plagte sie aus unterschiedlichen Gründen ein schlechtes Gewissen, ihrer Mutterrolle nicht gerecht zu werden. Wie sie es anstellte, sie konnte es nicht richtig machen. Es erscheint beinahe unmöglich, dieses Gefühl nicht dem Kind zu vermitteln und dadurch entsprechende psychische Reaktionen bei ihm auszulösen, auf die man selbst wieder antwortet, oft ohne es zu merken.

5. Versuch, die Professionalisierung der Elternrolle sinnvoll zu konzipieren

Um demgegenüber einem sinnvollen Verständnis dessen, was man Professionalisierung der Elternrolle nennen kann, das Wort zu reden, gilt es, sich einen unvermeidlichen Widerspruch anzusehen, der im Wechselspiel von der traditionellen Elternrolle zu ihrer Professionalisierung gut verstanden werden will. Ich meine den Widerspruch, oder vielmehr die Dialektik von Autonomie und Abhängigkeit.

Zur Illustration gestatte ich mir wieder den Umweg über die Professionalisierung der sozialen und organisatorischen Kompetenz auch in beruflichen Beziehungen.

Es liegt nahe zu meinen, dass Entinstitutionalisierung immer mit einem Zuwachs an Autonomie der beteiligten Personen verbunden ist. Einseitige Abhängigkeit von institutionellen – und das heißt in unserer Kultur meist hierarchischen – Vorgaben lösen sich auf. An ihre Stelle tritt die Freiheit, die jeweili-

gen Systeme und Beziehungen selbst zu gestalten. Das klare hierarchische Gefälle zwischen Lehrer und Schüler, Arzt und Patient, Vorgesetzten und Untergebenen (und wir denken weiter im Privaten zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern) verliert sich zugunsten der Möglichkeit, die Arbeits-(und die privaten) Beziehungen miteinander so zu gestalten, wie es funktional für die Erreichung des jeweiligen Arbeits- (oder privaten) Zieles erscheint.

Man könnte allerdings auch geneigt sein zu meinen, die Institutionalisierung stelle - zumindest für einen Teil der Beziehung - eine Einbuße an Autonomie dar. Denn mit der Abhängigkeit von institutionellen Vorgaben löst sich auch die Macht desjenigen der Beziehungspartner in der jeweiligen beruflichen (oder privaten) Beziehung mehr oder weniger auf, der jene Vorgaben bislang aktiv repräsentiert und verwaltet hatte. Zwar war auch er abhängig von diesen Vorgaben, aber seine Position und Rolle erlaubte ihm, zumindest im Verhältnis zu seinem Gegenüber, zu bestimmen, was zu geschehen hat.

Nicht nur gewinnt sein bisher abhängiges Gegenüber an Autonomie und an Macht mitzubestimmen (die er seinerseits verliert), es soll nun auch zur Aufgabe des entmachteten Teils gehören, diese Autonomie zu fördern und sich zu diesem Zweck einer Professionalisierung zu unterziehen. Anstatt von hierarchischen Vorgaben abhängig zu sein, die ihm wenigstens erlaubten, die Macht der Hierarchie nach unten zu repräsentieren und das heißt, auszuüben, soll er sich nun von professionellem Know-how abhängig machen, ohne zur Kompensation für diesen Abhängigkeitswechsel seine Macht behalten zu dürfen. (Natürlich ist es naheliegend, dass zumindest unbewusst das erworbene Know-how benutzt wird, um den Verlust zu kompensieren und erneut Macht auszuüben - als Professioneller.)

Man kann diesen Gedanken noch weiter ausdehnen: Auch das mit der Emanzipation des Klientels stimme nicht. Nicht nur der bisher bestimmende Teil der Arbeits - (oder privaten) Beziehung verliere an Autonomie durch die Entinstitutionalisierung und durch die Professionalisierung der sozialen und organisatorischen Kompetenz. Unter dem Vorwand des Gegenteils gehe es seinem Klientel genauso. Es sieht nur so aus, als würde der Schüler, der Patient, der Mitarbeiter (die Frau und das Kind) an Autonomie gewinnen durch die Möglichkeit mitzubestimmen. In Wahrheit handle es sich um eine subtilere Abhängigkeit von den professionellen Interventionen und den in ihnen enthaltenen Tricks, die man nicht durchschaut.

Ohne dass man es merkt, findet man sich bloß konfrontiert etwa mit höheren Anforderungen an die eigene Leistung und Verantwortung. Eigentlich diene diese Entwicklung vielmehr zur Entlastung der ehemals Mächtigeren und zur Belastung ihres Gegenüber. Die Schüler sollen sich nun auch die Inhalte des Fachs selbst erarbeiten, die Patienten selbst verantwortlich sein für ihren Zustand, die Mitarbeiter sollen Verantwortung für Ergebnis, Ziel, Funktionalität der Organisation mit übernehmen und sich den Kopf zerbrechen, wie es mit der Organisation weitergehen könnte. (Die Kinder sind aufgefordert und überfordert mit der Aufgabe, über ihre Entwicklung selbst entscheiden zu sollen.)

Tatsächlich kann es sich so verhalten, wie soeben skizziert, dass Institutionalisierung nicht als Zugewinn an Autonomie, sondern bloß als Verschiebung der Abhängigkeiten erlebt wird. Vermutlich liegt

solchem Erleben das schon skizzierte Missverständnis von Professionalisierung zugrunde: Es liegt darin, dass Expertentum, das durch die Professionalisierung erworben werden soll, in der Übernahme von Verhaltens- und Interventionsvorschriften von den lehrenden Experten gesehen wird. Dazu gehört meist, dass von diesen Vorschriften behauptet wird, sie beruhen auf Erkenntnissen, welche die Wahrheit repräsentieren.

In dieser Art von Expertentum und „Professionalisierung“ wird allerdings nur eine Institution durch eine andere ersetzt, an der Struktur der institutionalisierten Beziehung verändert sich herzlich wenig, es ändern sich Inhalte und Legitimation:

Lautete zu Zeiten der intakten Institutionalisierung die Legitimation der nicht hinterfragbaren Vorschriften, dass sie richtig seien, weil sie die Werte unserer Kultur repräsentieren (weil man es also immer so gemacht hat); so lautet die Legitimation nun, dass die Vorschriften wahr, weil wissenschaftlich fundiert sind. An die Stelle der Wahrheit der Hierarchie ist die Wahrheit der Wissenschaft getreten, beide Male wird Abhängigkeit gefordert und gefördert.

Auch wenn es nun so aussieht, als würde diese Art Professionalisierung zu einer Veränderung des jeweiligen Beziehungsgefüges führen, so bleibt es doch von der Struktur her gleichermaßen hierarchisch. Das Klientel reagiert daher ähnlich wie in der Hierarchie, entweder mit gläubiger Abhängigkeit, oder mit Widerstand, der vermutlich deshalb häufiger aufgebaut wird, weil entgegen der klassischen Hierarchie nun vorgegeben wird, dass es sich um etwas anders handle, etwa um Autonomie, um Anerkennung der Bedürfnisse des Klientels und ähnliches mehr.

Nicht nur wechseln also, wie gesagt, die Wahrheiten wie Moden, was an sich schon zur Verwirrung beiträgt, mehr noch: Es scheint zwar um das Ernstnehmen der jeweiligen Arbeits- oder privaten Beziehung zu gehen, man fühlt jedoch, dass sie entwertet wird, weil sie nicht von einem Gefühl von Beziehung als nicht trivialem Prozess getragen wird, sondern von der Anwendung von Theorien über die optimale Gestaltung von Beziehung. Man denke an Vorgesetzte oder Eltern, die gelernt haben, dass man den Mitarbeiter oder das Kind loben soll, deren Beziehung aber nicht jenseits aller Regeln und aller Lob-Anwendung getragen wird von einer selbstverständlichen Anerkennung des Gegenüber. Ich habe vorhin am Beispiel meiner Mutter angedeutet, in welche Dynamik man auf diese Weise geraten kann.

Diese Art von „Professionalisierung“ besteht in einer Vernichtung oder zumindest Ruhigstellung des eigenen subjektiven Expertentums durch Übernahme vermeintlicher objektiver Expertise. Es ist übrigens, wie schon gesagt, naheliegend, dass man versucht dieses Erleben zu kompensieren, indem man die vermeintliche Expertise wieder zum Machtinstrument ausbaut und somit die mehrfach und radikal verlorene Position der Sicherheit wieder zu gewinnen versucht.

Hat es gegenüber diesem gängigen Missverständnis von Professionalisierung überhaupt Sinn, von Professionalisierung in unserem Feld zu reden? Ich meine schon. Denn mit dem Verlust institutioneller Normierung in den genannten Beziehungen und mit ihrem Reflexiverwerden ist der Erwerb von Expertise notwendig geworden. **Aber Expertise im hier fragten Sinn kann nicht heißen, Übernahme von**

Wissen und Techniken aus irgendeiner Schule, sondern Vertiefen der Fähigkeiten und Kenntnisse, über die man immer schon verfügt, oft auch ohne es zu wissen. Mit anderen Worten, es geht um eine Stärkung des Selbstbewusstseins, dass die jeweils Kommunizierenden und Steuerenden die Experten der von ihnen ausgeübten Tätigkeit sind. Die Eltern sind die Experten in Elternschaft - und dies als Eltern, und nicht etwa als Kinderärzte oder Psychoanalytiker, die sie vielleicht auch sein mögen, oder auch nicht.

Nun klingt das einfach, ist es auch. Dennoch gilt es, die Komplexität dieser Einfachheit wahrzunehmen. Denn das Einfache ist schwierig:

Die Autonomie der Eltern in der „professionellen“ Wahrnehmung ihrer Rolle wächst, weil sich die Abhängigkeit in der Eltern-Kind-Beziehung strukturell verändert. Dasselbe kann man von Lehrern, Ärzten, Vorgesetzten sagen, wenn sie sich in dem hier geforderten Professionalisierungsprozess befinden. Die Struktur der in den jeweiligen Beziehungen vorhandenen Abhängigkeit verändert sich durch die recht verstandene Professionalisierung in eine Richtung, die man Autonomie nennen kann.

Nicht mehr sind beide, Eltern und Kinder (Lehrer und Schüler, Ärzte und Patienten, Vorgesetzte und Untergebene) in unterschiedlichen Rollenverteilungen abhängig von institutionellen Vorgaben, die nicht in Frage gestellt werden dürfen; noch sind sie beide in unterschiedlicher Rollenverteilung abhängig vom Schulwissen und -können, das der Bestimmende der Partner sich erworben hat und zum scheinbaren Nutzen seines Gegenüber ausübt und anwendet. Professionalisierung der sozialen und organisatorischen Kompetenz in allen diesen Feldern kann vielmehr folgendes bedeuten:

Beide sind miteinander abhängig von der Eigendynamik der jeweiligen Beziehung, und das bedeutet Autonomie. Es gilt genau hinzusehen, was in der Situation der Fall ist, es sichtbar zu machen und so darauf zu reagieren, dass weitere alternative Reaktionen möglich sind, auf die man wiederum entsprechend antworten kann.

Was der Fall ist, ist nicht ein irgendwie objektiv vorgegebenes Etwas, sondern ein gemeinsam, wie auch immer hergestellter sozialer Sachverhalt, der - wenn auch in unterschiedlichen Rollen - miteinander geteilt wird. Beide Partner sind bestimmend in ihm enthalten, nicht der eine in bloß bestimmender und gebender Rolle und der andere in bloß abhängiger und empfangender Position.

Schon zur Herstellung dieses Sachverhalts gehört das genaue Wahrnehmen von Prozessen, Interaktionen, Strukturen und Rollen. Aber es handelt sich nicht um ein Wahrnehmen von „objektiven“ Tatsachen aus der Position des neutralen Beobachters, der dann durch Einführung neuer Tatsachen von außen Ursachen setzt, die Wirkungen hervorrufen. Es handelt sich vielmehr um die Wahrnehmung einer Situation, in der man selbst enthalten ist.

Erst durch die eigene Teilnahme verfügt man über eine sehr genaue und verlässliche Informationsquelle: Das eigene Erleben in der Situation, in der man sich befindet, die eigenen Gefühle, ebenso wie das Erleben und die Gefühle des Gegenüber. Diese Gefühle sind keine unabhängigen Tatsachen, die man miteinander zu einem Gesamtbild fügen kann. Sie sind nicht Besitz der einzelnen Person - so sehr sie

das auch sind - aber zum Verständnis dessen, was der Fall in der jeweiligen sozialen Situation ist, gehört ein Verständnis der Gefühle als Moment eines gemeinsamen Prozesses. Diese Gefühle sind also wechselseitige Antworten aufeinander und insofern Informationsquelle über die Situation. Sie sind Knotenpunkte eines gemeinsamen lebendigen Prozesses, mehr als nur Ausdruck der Befindlichkeit einer Person in einer Rolle. Sie sind Symbole für Relationen und nicht für unabhängige lebende Wesen.

Unter Professionalisierung verstehe ich in unserem Zusammenhang also die Vertiefung der immer schon vorhandenen Fähigkeit, das, was in der jeweiligen Situation der Fall ist, sorgfältig wahrzunehmen und sich in besonderer Weise davon leiten zu lassen. So nämlich, dass man aufgrund der Wahrnehmung steuernde Impulse setzt, die es gestatten, dass man Teil der Situation bleibt und ihr erlaubt, weiterhin aus aufeinander antwortenden Impulsen zu bestehen.

Zur Professionalisierung gehört daher auch die Vertiefung der Fähigkeit, die eigene Wahrnehmung dessen, was der Fall ist, durch das eigene Handeln mitzuteilen und mit dem Gegenüber so zu teilen, dass es seine eigene Wahrnehmung dessen, was der Fall ist, weiter entwickeln, und ebenso mitteilen und teilen kann. Professionalisierung bedeutet insofern die Förderung der Professionalisierung aller Beteiligten.

Genau das ist gemeint, wenn es darum geht, dass der Arzt den Patienten als Experten für seine Gesundheit ernst nimmt und seine diesbezüglichen Kompetenzen fördert. Das ist auch gemeint, wenn gefordert wird, der Lehrer solle nicht primär versuchen, sein ohnehin schon vorhandenes Wissen dem Schüler zu vermitteln, sondern den Prozess anzuleiten, in dem die Schüler gemeinsam mit ihm ihr und sein Wissen und Können weiter entwickeln (Das ist in unserer Kultur keine Selbstverständlichkeit, sondern bedarf der Professionalisierung der sozialen und organisatorischen Kompetenz im genannten Sinn.).

Für die Erziehungsaufgabe der Eltern bedeutet das, dass sie gemeinsam mit den Kindern einen Rahmen setzen und erhalten, der es ermöglicht, dass sich beide Teile der Beziehung miteinander in ihrer Persönlichkeit entwickeln und entfalten, wenn auch in unterschiedlicher Art. Gemeinsam einen Rahmen setzen, bedeutet dabei natürlich nicht, dass man etwa die Kleinkinder fragt, wie sie denn erzogen werden wollen. Das werden die Eltern wohl selbst entscheiden müssen. Aber in ihre Entscheidung kann und soll auch die Information eingehen, die sie aus dem Verhalten und dem Zustand der Entwicklung des Kindes erhalten.

Die Entstehung und das Aussehen dieses Rahmens wird sich vielleicht je nach Alter und Entwicklungsstand der Kinder (und der Eltern) verändern können. Er dient dazu, Hindernisse für die Selbstentwicklung von Kindern und Eltern aus dem Weg zu räumen, und die Wirksamkeit von Impulsen, auf die man alternativ reagieren können soll, zu erhöhen.

Es mag verwundern, dass ich als Erziehungsaufgabe die Entwicklung der Persönlichkeit nicht nur der Kinder, sondern von Kindern und Eltern bezeichne. Damit ist nicht gemeint, dass Kinder und Eltern im Erziehungsprozess die gleiche Entwicklung durchmachen. Eltern sollen sich also nicht als Kinder entwickeln (obwohl hier manchmal Nachholbedarf vorhanden ist, und durch das Teilnehmen an der

Entwicklung der Kinder auch bis zu einem gewissen Grad erfüllt werden mag), sondern Eltern sollen sich als Eltern entwickeln im gemeinsamen Erziehungsprozess der Kinder. Man darf als sogenannter Erwachsener nicht unterschätzen, was für Möglichkeiten man für das eigene Leben – nicht nur durch die Rolle der Elternschaft, sondern schlicht durch die Teilnahme an der Entwicklung der Kinder und durch Beobachtung ihres Verhaltens – empfängt, die eigene Persönlichkeit weiter zu entwickeln.

Um nur das Mindeste zu sagen: Viele Kompetenzen, die heute im Arbeitsleben hoch bewertet werden, kann man durch Teilnahme am Erziehungsprozess womöglich intensiver erfahren als durch Teilnahme an einer Weiterbildungsveranstaltung des Arbeitgebers. Zum Beispiel kann man verantwortliches Verhalten durch Kommunikation mit ein- bis zweijährigen Kindern ohne viel intellektuelle Belastung stundenlang üben. Kreativität, laterales Denken im unstrukturierten Spiel mit Kindern bis zum Schuleintritt, die Dialektik von linearer Zeit und Eigenzeitzyklen erlebt und lernt man hautnah handhaben, wenn man eigene Tage mit den eigenen Kindern verbringt.

In einer derart professionalisierten Rolle, genauer gesagt in einer derart professionalisierten Beziehung wird die Abhängigkeit eines der Partner vom anderen ersetzt durch die gemeinsame Abhängigkeit beider von der Situation, in der sie sich miteinander befinden. Und diese gemeinsame Abhängigkeit, welche es ermöglichen soll, in einem nicht trivialen Prozess steuernde (und nicht durch Machtausübung verursachende und bestimmende) Impulse zu setzen, könnte man als Autonomie bezeichnen. Insofern erhöht die hier vorgeschlagene Form der Professionalisierung die Autonomie aller Beteiligten und das heißt auch der Situation, in der sie sich miteinander in Ausübung ihrer Rollen befinden.

Es wäre ein Missverständnis, zu meinen, dass es im Rahmen einer so verstandenen Professionalisierung der Elternrolle überflüssig wäre, sich über das vorhandene Wissen z.B. zur Entwicklung von Kindern zu informieren. Aber solche Informationen von „außen“ (also nicht von innerhalb der Erziehungssituation) stellen nicht mehr anwendbare Erkenntnisse und Wahrheiten dar, sondern Reflexionsimpulse zum Verständnis des eigenen Erlebens und zur Vertiefung der eigenen Wahrnehmung. Professionalisierung in unserem Sinn schließt also nicht die Inanspruchnahme des Expertentums von „außen“ aus. Im Gegenteil, gerade wegen der Komplexität der Erziehungssituation, in der man handlungsfähig sein soll, gilt es immer auch Wahrnehmungs-, Beobachtungs- und Reflexionshilfen in Anspruch zu nehmen. Am besten eignet sich dazu nicht lesbares Wissen sondern Reflexionshilfen wie sie in Beratungssituationen zur Verfügung gestellt werden.

Solche Expertise von außen dient nicht dazu, den Expertenstatus der Eltern zu ersetzen, sondern im Gegenteil, ihn zu vertiefen. Wenn die von außen zu Rate gezogenen Experten den Eltern etwas anderes nahelegen, etwa im Sinne der Missverstandenen eigenen Professionalisierung, die sie möglicherweise erlitten haben, so handeln sie äußerst unprofessionell. Lassen sich Eltern auf dergleichen ein oder fördern sie es, so handeln auch sie unprofessionell, mit den angedeuteten destruktiven Konsequenzen.

Da Erziehung ein kommunikativer Prozess ist von hoher Intensität, welche die Aktivierung aller Sinne fordert, kann ihr nichts hinderlicher sein, als wenn die Eltern ihre „interne“ kommunikative Kompe-

tenz an Experten abgeben und sie dann von außen als Konserve, die je nach Schule und gerade geltender Mode anders aussieht, geborgt bekommen.

„Professionalisierung“ bedeutet die Vertiefung der internen Expertise und Fähigkeit, durch eine unbekannt bleibende Landschaft zu gehen, mit hoher, geschulter Aufmerksamkeit und Fähigkeit, sich immer wieder überraschen zu lassen und mit neuen Schritten zu reagieren, neugierig, wohin man auf diese Weise gelangt.